



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Lehrbuch der höhern Einbrecherkunst. — Und das haben Sie? fragte der Redakteur mit funkelnden Augen. — Ich hoffe es zu bekommen, vorläufig habe ich das Wichtigste aus der Einleitung stenographirt.

Nun Königstein, Sie sehen, es giebt noch andre interessante Sachen. — Königstein meinte verächtlich, Räuberromantik sei nicht sein Fach. Doch Conrath versetzte treffend: Muß auch sein. Und für sich sagte er schmunzelnd: Der Gott Abrahams läßt uns nicht im Stiche, die Entführung und das Testament des Raubmörders sind mehr wert als die ganze Rede des Radike. Doch meinen Artikel nicht zu vergeffen.

Der war aller Störungen ungeachtet beinahe fertig. Conrath überlas ihn und fand ihn sehr gut. Der magere Textbraten hatte durch reichlichen Citatenspeck Saft bekommen, nur die packende Schlußphrase, den Paukenschlag, das Feuerwerk, das blendet und in der Erinnerung haftet, hatte er noch nicht gefunden. Die letzten Worte lauteten: Wir stehen am — Ja, woran? Am Scheidewege — banal und zu schwach; am Abgrunde — in den hatte er den Leser schon zu oft blicken lassen; auch das Chaos war ziemlich abgenutzt; wir verarmen — zu trocken. Plötzlich rief er triumphirend: Heureka! Das ist neu und muß zünden. Mit einer gewissen Feierlichkeit tauchte er die Feder ein und setzte in festen Zügen an den Schluß und an den Kopf des Aufsatzes die Worte: „Am Rande des Bettelstabes.“

So, schloß er ein wohlgefalliges Selbstgespräch, dieser Artikel, die Entführungsgeschichte, die Einbruchslehre — bin doch neugierig, ob die Agrarier wieder sagen werden: Dumm und langweilig!

Die Nummer des „Morgensterns“ hatte in der That ungeheuern Erfolg. Der Conrath ist doch ein Teufelskerl! sagten die Leser, alles weiß er, und geistreich schreibt er wie kein zweiter.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Not der Landwirtschaft. Der deutsche Landwirtschaftsrat, der Anfang März in Berlin versammelt war, bleibt dabei, daß die Landwirtschaft den Zollschutz brauche, und daß die Herabsetzung der Zölle zu beklagen sei. Es sei daher unabweisbar, „bei der gesetzlich vorgesehenen Bindung der Zolltariffsätze nach oben jedwede weitere Abbröcklung der landwirtschaftlichen Schutzzölle auszuschließen.“ Anderer Meinung ist der konservative Rittergutsbesitzer von Zadow auf Alt-Wuhrow in Pommern, der in seinem Schriftchen „Der alte und der neue Kurs; wirtschaftspolitische Betrachtungen eines Landwirts“ die Getreidezölle mit den bekannten Gründen der Zollgegner bekämpft. Der Zoll könne natürlich nur helfen, wenn er den Getreidepreis erhöhe; da aber die Broterteuerung alle Löhne und die Preise

aller andern Waren entsprechend erhöhe, so werde dadurch die Mehreinnahme des Landwirts aufgewogen. „Hat etwa jetzt der Bauer Geld, und hat's die ganze Welt? Nein, im Gegenteil! Die Kalamität der Landwirte ist größer als je.“ Man wird unterscheiden müssen: Großgrundbesitzer, die sehr große Getreidemassen zu verkaufen haben, ziehen ohne Zweifel einen bedeutenden Vorteil aus den hohen Preisen. Beim mittlern Grundbesitz mag der Mehrgewinn durch die Mehrausgabe aufgewogen werden, und die kleinen Landwirte, die jetzt das teure Brot und womöglich auch noch Saatgetreide kaufen müssen, geraten in große Not. Wäre durch die Aufhebung der Zölle allein schon das Getreide billig zu machen, so müßte der Staat dieser Leute wegen die Zölle aufheben, denn sie sind bedeutend zahlreicher als die Großgrundbesitzer, wären also in höherm Grade als diese berechtigt, sich „die Landwirtschaft“ zu nennen, wenn sie in Zeitungen schreiben oder überhaupt in der Lage wären, sich in der Öffentlichkeit vernehmen zu lassen.

Der Landwirtschaftsrat hat auch zugleich eine „zielbewußte Bevölkerungspolitik,“ innere Kolonisation u. s. w. gefordert. Sehr gut hat Professor Sering, der Verfasser der betreffenden Resolution, die bekannten Nachteile des Menschenabflusses aus dem Osten nach dem Westen und vom Lande in die Stadt dargelegt und u. a. bemerkt, die dünne Bevölkerung im Osten verschulde es auch, daß die Landwirtschaft im Osten Deutschlands vorzugsweise auf den Export angewiesen sei. Eine ebenso richtige als wichtige Bemerkung! Ein Volk lebt desto gesünder und sicherer, je näher in allen Teilen seines Landes die Produzenten und die Konsumenten beisammen wohnen. Je weiter beide auseinander rücken, desto mehr werden auch die verschiednen Berufsstände, die bei gesunder Lebenskonstitution des Volkes innig mit einander verflochten sind, auseinandergerissen, und desto regelloser, zielloser, unsicherer wird die Zirkulation. Kommt es gar so weit, daß ganze große Volksmassen, sei es mit dem Absatz ihrer Waren, sei es mit der Befriedigung ihrer Bedürfnisse, vom Auslande abhängen, dann wird das Dasein einer solchen Nation zum Lotteriespiel. Daher hätte Sering dem sehr verständigen Schlußsatz seiner Resolution: „Anzustreben ist besonders die Bildung von Landgemeinden mit gemischter Landverteilung“ noch die Worte hinzufügen sollen: und die Wiederbelebung des kleinstädtischen Handwerks.

Indes, was nützt alle „Zielbewußtheit,“ solange die Mittel in der dunkeln Region des Unbewußten verborgen liegen? Die „innere Kolonisation“ scheinen die Herren für das Mittel anzusehen; aber die ist ja eben das Ziel! All ihre Resolutionen laufen auf die bekannte Anekdote von der Armut und der Pöberei hinaus: „Wie ist der Entvölkerung zu steuern? Durch Bevölkerung!“ Wenn sich die entvölkerten Gegenden der östlichen Provinzen Preußens verlockender Eigenschaften erfreuten, dann würden ja die Menschen aus den überbevölkerten Städten und Industriebezirken hinströmen; wie will man denn Menschen an Orte bringen, aus denen alles fortläuft, was noch gesunde Beine hat? (Von 1885 bis 1890 sind aus den östlichen Provinzen 600 000 Landleute ausgewandert.) Geben wir eine der Ursachen hervor, die die Leute forttreiben und neue Anzügler fern halten: die Arbeitslöhne sind schlecht, und will der kleine Mann Acker kaufen oder pachten, so ist solcher entweder gar nicht zu haben oder nur zu einem für ihn unerschwinglichen Preise. Die Gutsherrscher sagen, sie könnten weder höhere Löhne zahlen noch ihren Acker billiger verkaufen oder verpachten. Wir wollen von den Fällen absehen, wo der Gutsherr ein Feidengeld braucht, weil er und seine Söhne kavalierrmäßig leben, und wollen für die überwiegende Mehrzahl der Fälle die Unmöglichkeit von Zugeständnissen nach dieser Seite hin für erwiesen halten. Woraus entspringt sie?

Aus der Überschuldung der Güter. Und diesem Übel ist weder durch Zollschutz noch durch irgend ein andres künstliches Mittel abzuhelpen; nur durch einen Gewaltstreich, möchte er gegen die Gläubiger oder gegen die Schuldner gerichtet sein, wäre es zu heilen. Was kann man denn vernünftigerweise von einer Ackerfläche verlangen? Daß sie die darauf ansässigen und sie bebauenden und eine ebenso große Anzahl städtischer Familien ernähre und mit Rohstoffen versehe; der Verkauf dessen, was die ländlichen Familien über ihren Bedarf ernten, giebt ihnen die Mittel, sich mit Industrieerzeugnissen zu versehen und zu den Staats-, Kreis- und Gemeindefasten ihren Teil beizusteuern. Aber was verlangt man jetzt von einem Gute? Daß es außer diesen Leistungen noch, wenn es 100 000 Thaler wert ist, jährlich 5000 Thaler für städtische Kapitalisten aufbringe. Das ist Unsinn, das ist unmöglich und wird in alle Ewigkeit unmöglich bleiben! Die Zölle auf Getreide, Fleisch, Holz, Spiritus, Zucker, Tabak, Wein und damit die Preise dieser Verbrauchsgegenstände mögen so hoch geschraubt werden, wie sie wollen, man wird damit nichts andres erreichen, als daß die Not der arbeitenden Klassen und des Mittelstandes gesteigert, deren Kaufkraft und damit der heimische Absatz der Landwirtschaft geschwächt, die Kostspieligkeit der landwirtschaftlichen Produktion erhöht wird, und die Aufgabe, aus dem Gute einen Ertrag herauszuschlagen, den es seiner Natur nach nicht abwerfen kann, bleibt ungelöst wie zuvor. Den Anteil am Bodenertrage, der dem eigentlichen Produzenten, dem ländlichen Arbeiter oder Kleinbauer gebührt, frißt der städtische Kapitalist; darum läuft jener fort und flüchtet dahin, wo das Geld sitzt, denn dieses allein hat heute die Macht über Leben und Tod.

Betrachten wir die Sache noch von einer andern Seite! Den größten und notwendigsten, daher wichtigsten und wertvollsten Teil des Einkommens eines Volkes bildet sein Bodenertrag, seine Rohproduktion. Der Beitrag, den die Industrie dazu liefert, ist dann am wertvollsten, wenn er im richtigen Verhältnis zum heimischen Rohprodukt steht. Reicht das Rohprodukt nicht mehr zu und muß deshalb ein Teil der Bevölkerung Not leiden, so ist es ein vergebliches Bemühen, den Ausfall durch Vermehrung der Masse der Industrieerzeugnisse decken zu wollen. Diese Vermehrung und die verminderte Kaufkraft der Massen wirken zusammen, die Industrieerzeugnisse zu entwerten; übersteigt ihr Vorrat ein gewisses Maß, so haben sie gar keinen Tauschwert mehr und sind kaum noch als Bestandteil des Nationaleinkommens oder des Nationalvermögens zu rechnen. In solcher Lage nun beginnt das Geld seine verhängnisvolle Macht zu üben; der Arbeiter wie der verschuldete Landwirt werden gleicherweise seine Sklaven, Land und Lebensmittel werden teuer, die Arbeit wird billig, und so billig sie auch werden mag, der verschuldete Inhaber des teuern Landes vermag sie nicht zu bezahlen. Nur dort, wo die Geldfürsten beisammen sitzen, haben Arbeiter und Arbeiterin noch Aussicht, ihr Leben fristen zu können, sei es daß die von den Geldfürsten im Gange erhaltene Industrie wenn auch an sich zu niedrige, so doch immer noch höhere Löhne zu gewähren vermag als die Landwirtschaft, sei es daß die Reichen Luxus und — Luxusflaven, namentlich Sklavinnen zu bezahlen geneigt sind. So wird die gesunde Verteilung der Bevölkerung gestört und alles Blut des Volkskörpers aus dem Muskelfleische und den Knochen von den Nervenzentren abgesogen, die dann, wie das bei unnatürlichem Säftezusammenfluß zu geschehen pflegt, mehr und mehr in Eiter übergehen. Je mehr die Masse verarmt, desto leichter geht die Aufhäufung ungeheurer Reichtümer von statten, denn desto abhängiger werden die Armen als Arbeiter, als Käufer, als Verkäufer, als Schuldner von den Reichen, desto unumschränkter wird die Herrschaft und Ausbeutungsmacht dieser

über jene. Da auch die Presse größtenteils im Dienste dieser Macht steht, so ist es beinahe unmöglich, einer unbefangenen wahrheitsgetreuen Kritik unsrer sozialen Verhältnisse allgemeine Verbreitung zu verschaffen.

Die bürgerlichen Parteien haben sich voriges Jahr ein schmachvolles Armutszeugnis ausgestellt, indem sie — Konservative, Nationalliberale, Ultramontane, Fort- oder vielmehr Rückschrittler im friedlichen Verein — etwa 100 000 Mark auf die Massenverbreitung von Eugen Richters Zukunftsbildern ausgegeben haben. Was soll denn das Ding nützen? In ganz Deutschland ist kein Arbeiter mehr so dumm, auf eine Beweisführung hineinzufallen, die von so unwahren Voraussetzungen ausgeht, wie daß eine Modistin in wenigen Jahren nur von ehrlichem und anständigem Verdienste 2000 Mark sparen könne. Das Schriftchen wirkt also höchstens als angenehmes Betäubungs- und Einschläferungsmittel für die besitzenden Klassen, die sich nun erst recht in der angenehmen Einbildung wiegen: „Was haben wir doch für eine schöne Gesellschaftsordnung, und was sind doch die Sozialdemokraten samt allen Weltverbesserern für verrückte und ruchlose Kerle!“ Hätte man lieber die 100 000 Mark genommen und damit eine Kommission von Sachverständigen bezahlt, die zur Vorbereitung für Gesetzentwürfe und Maßregeln sich mit folgenden Aufgaben zu beschäftigen hätte: Vergrößerung der anbaufähigen Bodenfläche; Einschränkung des verderblichen Staatsschuldenwesens; Entlastung des Grundbesitzes; angemessene Heranziehung der großen Vermögen und namentlich des mobilen Kapitals zu den Staats- und Gemeindefasten; Schutz des allein rechtmäßigen, d. h. des durch Arbeit erworbenen Eigentums gegen Schwindel, Raub, Betrug und Wucher. Wie kläglich nimmt sich doch unser gesetzlicher Eigentumschutz aus, wenn wir von allen den Thatfachen, die hier in Betracht kommen, nur die eine ins Auge fassen, daß Berliner Bauhandwerker im vorigen Jahre von Bauschwindlern zusammen um etwa vierzig Millionen Mark bestohlen worden sind! Die Millionen, die so ein Herr Schwindler „verdient,“ gelten als sein rechtmäßiges Eigentum, und stiehlt ihm ein hungernder Strolch einen Nickel davon, so wird dieser Mensch verurteilt — zu Zuchthaus, wenn es sein fünfter oder sechster Diebstahl ist. Das unbezweifelbare und wirklich heilige Eigentumsrecht des bestohlenen Handwerkers aber, der durch solche Verluste möglicherweise ins Bettelproletariat hinabgestoßen wird, findet keinen Schutz. Eugen Richter mag immerhin seinen papiernen Schild über dieses „Eigentumsrecht“ decken, es wird dadurch weder schöner, noch besser, noch fester; kein Gewebe von Trugschlüssen, keine Macht des Vorurteils und keine Staatsgewalt vermag das Unrecht zum Rechte zu stempeln, und selbst der Segen der Kirche nicht, wenn die sich etwa dazu hergiebt.

Noch ein Wort zum Kaiser-Wilhelms-Denkmal. Die Nachricht, daß die Ortsfrage des Kaiser-Wilhelm-Nationaldenkmals noch nicht als entschieden anzusehen sei, hat eine Erinnerung in uns wachgerufen, die ohne diese Nachricht vielleicht ganz erloschen oder doch erst später und in ganz anderm Zusammenhange wieder geweckt worden wäre.

Mit der durch so viele Berichte und Erzählungen genährten Spannung waren wir im Oktober vorigen Jahres in den Lichthof des Berliner Zeughauses eingetreten, wo die zur engern Wahl außersehenden Entwürfe für das Kaiser-Wilhelms-Denkmal aufgestellt waren. Der Hilgersche Entwurf in seiner Anmut, die Schmitzsche Architektur in ihrer Gewalt und vortrefflichen Einfügung der plastischen Teile in die Baulinien verfehlte ihre Wirkung nicht, und wir schieden mit dem herzlichsten Wunsche, daß entweder der Hilgersche Entwurf oder besser noch der Schmitzsche

mit dem Reiterstandbilde Hilgers angenommen und ausgeführt werden möchte. Aber bei dem zweiten stillen Besuche, den unser Geist dem Lichthofe des Zeughauses abstattete, während unser Körperliches unter dem Getöse des Schnellzuges davon-eilte, stellte sich auch gegen die Lieblingsentwürfe eine leise Abneigung ein, die weder zu erklären noch zu besiegen war. Lag die Ursache in den angeschauten Werken, oder war es irgend ein dunkles Unbehagen, das seine Trübe in die geistige Anschauung mischte? Endlich wurde es licht: Warum steht das Standbild symmetrisch zum Schloß? Nachdem der Kern der Sache getroffen war, stellte sich die Begründung von allen Seiten aufs reichlichste ein.

Ein Werk der hohen Kunst kann immer nur einen einzigen geistigen Gipfel haben; bei mehr als einem Zielpunkte schiebt sich das innere Auge zwischen zwei Lichter gesetzt, das Werk schiebt, es fehlt die Einheit, ohne die selbst die höchste Vollendung im einzelnen in dem Beschauer nicht jene tiefe Ruhe erzeugen kann, die das Kennzeichen eines Meisterwerks der bildenden Künste ist; indem der künstlerische Sinn nicht aufhören kann, die Einheit zu fordern und sie doch in dem Kunstwerk nicht zu stande bringen kann, entsteht ein den höchsten Kunstgenuß notwendig ausschließendes Unbehagen. Was ist aber unter einem Kunstwerk in solchem Sinne zu verstehen? Ununterbrochne Verührung künstlerisch behandelter Teile ist nicht erforderlich; schon bei einem von sinnbildlichen Gestalten umgebenen Denkmal besteht eine Trennung der Teile. Was macht nun den Begriff eines Ganzen aus? Für den Verstand entschieden die Einheit des Gedankens; die Gestalten rings um ein Denkmal sind Sinnbilder der Hauptgedanken, die die Betrachtung des Denkmals anregt. Worin aber erhält für das äußere Auge jene Einheit eines aus getrennten Teilen bestehenden Kunstwerks ihren Ausdruck? Es giebt nur eine Antwort: durch die symmetrische Anordnung der Teile. In gewissen Fällen kann zwar bei materiellem Zusammenhang der Begriff eines Ganzen auch ohne Symmetrie zu stande kommen; das Erechtheion der athenischen Akropolis, eine mittelalterliche Burg, manche moderne Villa ist in ihrer Unsymmetrie schön. Das Umgekehrte aber: eine symmetrische Anordnung verschiedener Einzelkunstwerke bringt im Beschauer notwendig das Bild eines geschlossenen Kunstganzen hervor, worin er entweder die geistige Einheit herstellen kann oder das Unbehagen eines künstlerischen Fehlers erleidet.

Auf dem zurückgelegten Gedankengange hat sich der dunkle Vorwurf, der uns bei Anschauung der Entwürfe im Zeughaus auf die Lippen trat, völlig geklärt. Die Stellung des Reiterbildes in die Schloßachse macht es, schroff ausgedrückt, zu einem Stück vom Schloß, bringt es, gelinde gesagt, in Verwandtschaft mit den übrigen dekorativen Figuren des Schlosses, den Trompetenbläsern am Thor und den andern Gestalten, die da sind oder da sein könnten. Da in dem neuen symmetrischen Ganzen das Denkmal nicht herrschen kann, wird es dienen müssen. Das ungeheure Schloß unterjocht das kleine Denkmal. Der künstlerische Beschauer wird sich unwillkürlich und unwiderstehlich in der dekorativen Unterordnung des Denkmals unter das Schloß die innere Einheit herstellen, die er wegen der äußern Symmetrie der beiden Kunstwerke nicht umhin kann zu fordern.

In unmittelbarer Nähe des Schlosses ist nun freilich eine unsymmetrische Aufstellung undenkbar; es wäre das sozusagen ein Einbruch in die künstlerische Atmosphäre des Schloßbaues. Soll die Umgebung des Schlosses beibehalten werden, so ließe sich vielleicht auf der andern Seite der Spree durch Niederlegung von Gebäuden ein Platz schaffen; eine monumentale Fußgängerbrücke könnte zur passenden Überleitung zwischen den beiden Kunstwerken des Schlosses und

des Denkmals ausgestaltet werden. Doch das soll durchaus kein fertiger Vorschlag sein, da zu einem solchen eine Reihe von Erwägungen gehört, die hier nicht angestellt werden sollen; es soll nur zur innern Beruhigung dienen, die sich für eine drohende künstlerische Kränkung die Möglichkeit der Abwehr zeigen will. Damit aber ist es uns Ernst: möchten maßgebende Kunstverständige die Denkmalsfrage auch einmal von dieser Seite aus betrachten, um vielleicht noch in letzter Stunde das Nationaldenkmal aus dem Bannkreis eines fremden Kunstwerks zu retten. Unser Schloß ist ein Bau, dessen Anblick uns jedesmal mit Stolz auf den Besitz eines so gewaltigen Kunstwerks und eines Meisters, der solches zu schaffen vermocht hat, erfüllt; aber Kaiser Wilhelm der Einzige ist uns ein Fürst, dessen Denkmal uns nicht zu einem Beiwerk selbst des herrlichsten aller Schlösser herabgesetzt werden soll.

Die Meteorologie als Lebenserhalterin. Die Meteorologie, diese Statistik par excellence, ist doch eine eigentümlich „exakte Wissenschaft.“ Ihr berühmtestes Organ, die „Meteorologische Zeitschrift,“ bringt in Nr. 3 vom März 1892 unter der Überschrift „Lange Beobachtungsreihen“ eine Bemerkung, die so bezeichnend für die positiven Leistungen dieser wissenschaftlichen Statistik ist, daß sie verdient, etwas niedriger gehängt zu werden. In dem kleinen Artikel wird mitgeteilt, daß der Postverwalter H. Vogt volle zweiundsechzig Jahre, der Schulrat Loof sechzig Jahre und der Oberlehrer Heydenreich dreiundfünfzig Jahre hindurch sich als „unverdroffene“ meteorologische Beobachter bewährt haben. Hieraus zieht der Schreiber (offenbar der Redakteur Prof. G. Hellmann) folgenden denkwürdigen Schluß: „Gegenüber solchen Thatfachen, die sich bei Berücksichtigung anderer Länder leicht vermehren ließen, kommt man zu der Meinung, daß die Vornahme meteorologischer Beobachtungen der Verlängerung der Lebensdauer günstig ist; denn die durch die Beobachtungen bedingte Regelmäßigkeit des Lebens wirkt auf die Gesundheit des Lebens vorteilhaft ein. So haben mir mehrere Beobachter von nicht allzu kräftiger Konstitution ausdrücklich versichert, daß sie sich wohler fühlen, seitdem sie durch die Übernahme einer meteorologischen Station zu einer regelmäßigen Lebensweise (?) gezwungen sind.“

Also im Jahre des Heils 1892 ist es endlich geglückt, an der Hand von drei Beobachtungen ein Mittel zur Makrobiotik aufzustellen, wie es von gleicher Zuverlässigkeit gewiß noch kein Hygieniker gefunden hat. Es muß dies als ein epochemachender Fortschritt in der Meteorologie bezeichnet werden. Denn bisher hat sie sich (mit wenigen Ausnahmen) darauf beschränkt, der staunenden Menschheit zu beweisen, daß die Kälte eine Folge der Nordwinde sei, und umgekehrt, daß die Nordwinde eine Folge der Kälte seien, u. s. w., mit Grazie in infinitum.

Leider scheint Hellmanns Entdeckung doch nicht ganz „einwandfrei“ zu sein — um auch einmal das schöne neue Wort zu brauchen. Dem Verfasser dieser Zeilen sind zwei Fälle bekannt, wo „unverdroffene“ meteorologische Beobachter schon in verhältnismäßig jungen Jahren gestorben sind. Sollte sich noch ein dritter Fall nachweisen lassen, so wäre dadurch der zwar nicht logische, aber, frei nach G. H., vollgiltig meteorologische Beweis gebracht, daß die Vornahme meteorologischer Beobachtungen der Verkürzung der Lebensdauer „günstig“ ist. Es könnte dies dann damit begründet werden, daß die geisttötende Beschäftigung, die diese Beobachtungen und ihre Ergebnisse bilden, ein frühzeitiges Erschlaffen der Lebenskraft herbeiführt. Dem Verfasser dieser Zeilen ist es aus eigener Erfahrung sowohl wie aus den Aussagen anderer zuverlässiger Beobachter bekannt, daß in sehr vielen Fällen die

Übernahme der Beobachtungen an einer meteorologischen Station zu recht störenden Unregelmäßigkeiten in der Lebensweise führt. G. W.

Vom deutschen Buchhandel. Den beiden im 14. Hefte der Grenzboten enthaltenen und nur zu gut zusammenstimmenden Mitteilungen: „Bismarck und der deutsche Buchhandel“ und „O Berlin!“ möchte sich das nachfolgende zur Herstellung des Dreiklangs anreihen.

Jemand traf kürzlich den Besitzer einer großen Sortimentsbuchhandlung bei der Durchsicht eines ganzen Stoßes von Ankündigungen neuer Bücher. Im Unmut über den Inhalt des Packets ließ der Buchhändler den Freund auch einen Blick hineinthun, schien jedoch bald darauf zu bereuen, einem Fremden diese Geheimnisse seines Berufes preisgegeben zu haben. Um Geheimnisse handelte es sich allerdings nur insofern, als der bei weitem größte Teil der im unverfälschten Marktschreierstil angepriesenen Neuigkeiten zu jener Litteratur gehört, die man ehemals geheim nannte, die sich aber dank der Pressefreiheit und des Fortschritts im allgemeinen jetzt der allergrößten Öffentlichkeit erfreut. Dem Fremden war dabei zu Mute, als sähe er die Ankündigungen von Geheimmitteln und Präservativen, die gewisse vielgelesene Zeitungen abzu drucken sich nicht schämen. Und was nicht in diesem Sinne unanständig war, das spekulierte doch ausschließlich auf den Geschmack des Lesepöbels. Das meiste stammte aus der Reichshauptstadt, der Metropole der Intelligenz und des feinen Tons, aber auch Klein-Paris fehlte nicht. Nicht ein Buch ist darunter, sagte der Buchhändler, das ich in meinem Geschäfte dulden möchte!

Ist das nicht hocherfreulich zwanzig Jahre nach dem großen Kriege und der Aufrichtung des deutschen Reiches? Aber wen sollen wir anklagen? Gemeine Gelüste und gemeine Geschäftsleute, die auf solche Gelüste ihre Thätigkeit berechnen, wird es immer geben, und die volle Freiheit heilt ja, wie es tausendmal beteuert worden ist, selbst sofort alle Übel, die in ihrem Schutze entstehen. Wir sind begierig, wann der Heilungsprozeß seinen Anfang nehmen wird!



## Litteratur

Die soziale Reform als Gebot des wirtschaftlichen Fortschritts. Von Dr. Heinrich Hertner, a. o. Professor der Nationalökonomie an der Universität Freiburg i. Br. Leipzig, Dunder und Humblot, 1891

Der Ausführung eines unsrer eignen sozial- und wirtschaftspolitischen Grundgedanken, daß nämlich die chronische Absatzstockung, an der unsre Industrie leidet, nur durch Erhöhung der Arbeitslöhne geheilt werden könnte, ist auch die vorliegende Schrift gewidmet, die eine Menge interessantes statistisches Material beibringt und schon darum gelesen zu werden verdient. Als Mittel gegen die Millionärseuche, die nach den Enthüllungen des Bochumer Steuerprozesses und nach den Ergebnissen der neuen preussischen Einschätzungsmethode weit ärger ist, als der Uneingeweihte vor zwei Jahren zu vermuten sich erlaubte, schlägt Hertner außer den bereits ergriffenen Maßregeln: Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung, noch folgende vor: progressive Einkommen- und Erbschaftsteuer, Verstaatlichung und Kommunalisierung der dazu geeigneten Betriebe, Bekämpfung des Wohnungse-